

sich die philosophische Fakultät der Universität München bereits 1908 bereiterklärte, Schnitzer mitsamt seinem Lehrstuhl aufzunehmen, entschied sich Kultusminister von Wehner für seine Beurlaubung „bis auf Weiteres“. Schnitzer, 1909 in Tübingen auch zum Dr. phil. promoviert, nützte die ihm aufgezwungene Muße für seine Savonarola-Forschungen und – ungeachtet des päpstlichen Verbots – zu reger publizistischer Tätigkeit im Sinne seiner „modernistischen“ Reformanliegen, ohne dass die angedrohte Exkommunikation über ihn verhängt wurde. Als dann der neue Kultusminister von Knilling im Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten von Hertling seinen „Fall“ im Sommer 1913 definitiv regelte, musste der Heilige Stuhl eine schwere diplomatische Niederlage hinnehmen. Schnitzer wurde mit der Versetzung in den einstweiligen Ruhestand zugleich zum Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät ernannt und erhielt dadurch gegen den erbitterten, aber vergeblichen Widerstand Roms das Recht zuerkannt, seine Vorlesungstätigkeit wiederaufzunehmen.

Die Darstellung von Schnitzers „Fall“ durch Manfred Weitlauff, den langjährigen Vorsitzenden der Joseph-Bernhart-Gesellschaft, liest sich als gelehrte Frucht intensiver Beschäftigung mit der neueren Theologiegeschichte im Kontext der „Modernismus“-Kontroverse und weit darüber hinaus. Sie referiert mit großer Umsicht die einschlägigen Quellen, lotet die Motive und Handlungsspielräume der kirchlichen und staatlichen Akteure fach- und sachkundig aus und führt die theologisch relevanten Komponenten dieses spektakulärsten „Modernismus-Falls“ im deutschen Sprachraum tiefgründig und mit Empathie vor Augen. Weil die quellengesättigte Untersuchung auch neues, keineswegs immer günstiges Licht auf die Münchener theologische Fakultät und das mit ihr verbundene überdiözesane Priesterseminar „Georgianum“ wirft, sei noch hingewiesen auf die „persönliche Vorbemerkung“, in der sich der Autor dankbar dafür weiß, dass er selbst an der Universität München „geistig offene, problembewußte akademische Lehrer erlebt“ hat (S. 3), und unter Bezugnahme auf den Neutestamentler Otto Kuss Einblick in die Genese seiner eigenen, in Forschung wie Lehre stets der historisch-kritischen Methode verpflichteten Standortbestimmung gewährt.

Regensburg

Karl Hausberger

Ralf Retter: *Zwischen Protest und Propaganda. Die Zeitschrift „Junge Kirche“ im Dritten Reich*, München: Allitera 2009, 387 S., ISBN 978-3-86906-066-8.

Ralf Retters Dissertation, die 2008 an der TU Berlin eingereicht und verteidigt wurde, räumt mit der immer noch gängigen Annahme auf, die gesamte Bekennende Kirche (BK) habe sich in einer klassischen Oppositionshaltung zum Nationalsozialismus befunden und sei *die* Bastion zur Verteidigung des Protestantismus in Deutschland gewesen. Am Beispiel der Zeitschrift „Junge Kirche“, die sich aus dem Mitteilungsblatt der Jungreformatorischen Bewegung zum Organ des moderaten Flügels der BK entwickelte, weist die Arbeit nach, wie differenziert die Kritik der BK am Nationalsozialismus eingeschätzt werden muss und wie heterogen sowie teilweise systemkonform die kirchliche Opposition letztlich war. Vor dem Hintergrund einer gründlichen Analyse, so wie sie von Retter geleistet wird, zeigt die Dissertation darüber hinaus, dass eine Zeitschrift ein hervorragendes Medium darstellt, um die Gemengelagen der BK illustrativ zu beleuchten und analytisch zu durchdringen.

Die „Junge Kirche“ übe zwar von Anfang an „publizistische Resistenz gegenüber der nationalsozialistischen Kirchenpolitik“ aus, so Retter, lasse aber ebenso von Beginn an „christlich-völkische und pro-nationalsozialistische Tendenzen“ in ihren Publikationen erkennen (23). Letztere nahmen seit 1936 noch deutlichere Züge an, so dass die „Resistenzwirkung der Zeitschrift schrittweise“ zurückgedrängt wurde und sie sich in den letzten Jahren vor ihrem Verbot 1941 „wie ein NS-Blatt“ ausnahm (366). Ein Hauptgrund für diese Entwicklung sieht Retter in der Übernahme der Leitung der Zeitschrift durch den langjährigen Mitarbeiter Fritz Söhlmann, der 1936 Hanns Lilje als Herausgeber ablöste. Söhlmann prägte bis 1941 mit seiner „weitgehend nationalsozialistisch[en], antisemitisch[en], antiliberal[en] und antidemokratisch[en]“ Haltung (43) und seinem „Netz von Kontakten zu einflussreichen Personen im NS-Regime“ (51) die „Junge Kirche“, die gleichzeitig seit der Spaltung der BK 1936 in verschiedene Flügel vor dem Problem stand, die BK nicht mehr in ihrer Gesamtheit repräsentieren zu können. War die „Junge Kirche“ seit ihrer Gründung 1933 unter Liljes Ägide zwar eine dezidiert lutherisch geprägte Zeitschrift, die kaum reformierte Theologen, z. B. Karl Barth, zu Wort kommen ließ, so stellte sie doch das zentrale Organ der sich konstituierenden BK dar. Das veränderte sich in den folgenden Jahren. Pointiert konstatiert Retter, dass die „Situation der ‚Jungen Kirche‘ viele Parallelen zum Schicksal der evangelischen Kirche im ‚Dritten Reich‘“ aufweise (365) bis hin zu der „Kooperation mit dem NS-Regime“ seitens des moderaten Flügels der BK.

Retter fokussiert in seiner Arbeit strukturell auf drei Schwerpunkte: zum ersten auf den historischen und publizistikwissenschaftlichen Kontext des Erscheinens der Jungen Kirche, der die Entstehungsgeschichte, Einflüsse auf die Zeitschrift und ihre Stellung innerhalb der evangelischen Presse sowie die redaktionellen und verlegerischen Rahmenbedingungen ihres Erscheinens umfasst. Zu den „geistigen Grundlagen“ der Zeitschrift zählt u. a. Söhlmann, dessen Leben und Werdegang ausführlich dargestellt werden, aber auch das Verlagshaus Vandenhoeck & Ruprecht, das ein besonderes Augenmerk auf die „Junge Kirche“ hatte. Zum zweiten untersucht Retter die sprachlichen Darstellungsformen, Aussagemittel und Methoden der Zeitschrift, v. a. im Hinblick auf die Umgehung der nationalsozialistischen Pressezensur. In einem umfangreichen Unterkapitel über die Beitragsleistung der „Jungen Kirche“ zur Bekenntnisbildung kommen zahlreiche theologische Aspekte zur Sprache, die die Charakteristik der „Jungen Kirche“ ausmachten und diese sehr differenziert beleuchten. So trug, um nur ein Beispiel zu nennen, die „Thematisierung der ökumenischen Bewegung durch die ‚Junge Kirche‘ [...] zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bei“ (204) – laut Retter v. a. auf Grund der Toleranz, des politischen und sozialen Engagements und der Internationalität der ökumenischen Bewegung, die in der Berichterstattung der Zeitschrift positiv aufgenommen wurden und damit zu einem Widerspruch gegenüber den deutschen Verhältnissen anregten. In einem dritten Schritt erörtert Retter die Geschichte und Haltung der „Jungen Kirche“ in der Zeit 1936 bis 1941, besonders die „fromm-erbauliche“ Tendenz der Zeitschrift in diesen Jahren vor dem Hintergrund der „völkisch-national[en] und bellizistisch[en] Richtung“ der „Jungen Kirche“ – so die entsprechenden Kapitelüberschriften.

Die von Retter vorgelegte Studie erhellt nicht nur das eher marginal ausgeleuchtete Gelände der konfessionellen Presse im nationalsozialistischen Staat, sondern exemplifiziert eloquent und mit großer Tiefenschärfe die Geschichte und Haltung der BK, besonders ihres moderaten Flügels, zum NS-Staat sowie ihre innerprotestantische Stellung. In der Perspektive einer Zeitschriftenanalyse eröffnet die Arbeit neue Einblicke in die Vielschichtigkeit der evangelischen Kirche im Nationalsozialismus und hält manche Enttäuschung, aber auch Überraschung im Hinblick auf die häufig generalisierte Oppositionshaltung der BK bereit.

*Bensheim*

*Gisa Bauer*

*Inken Schmidt-Voges (Hg.): Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln u.a.: Böhlau 2010, 328 S. m. 10 Abb., ISBN 978-3-412-20539-3*

Ehe und Familie befinden sich, wie täglich zu lesen ist, im Umbruch. Umstritten ist, was die Ehe ausmacht, was Familie ist und sein soll, welche Freiräume beiden als Institutionen des Privaten gegenüber dem Staat zukommen sollen. Daß sie wie das ganze Haus in der Frühen Neuzeit keine statischen Einrichtungen waren, gehört zu den Prämissen und grundlegenden Ergebnissen des Bandes von Inken Schmidt-Voges. Die Trias – Ehe, Familie, Haus – versteht sie als eine „gesellschaftliche Grundeinheit mit der Pflicht zur Erziehung und Versorgung“ (21). Um 1800 sei die Ausbildung der Sittlichkeit in der Familie betont worden und habe sich das Verhältnis zum „Staat“ gewandelt: Er sei auf die Rechtsaufsicht begrenzt worden, wobei der Hausvater als Bindeglied fungiert habe. Gegen Meistererzählungen vom Übergang vom „Haus“ zur „Familie“ setzt Schmidt-Voges lebensweltliche Gleichzeitigkeiten, die Langlebigkeit tradierter Muster und die Relevanz der sozialen Umgebung.

Drei große Themenkomplexe gliedern den Band. In den „Forschungsperspektiven“ fragt Siegrid Westphal nach der Mädchenbildung und -erziehung, die in der Frühaufklärung gerade im mitteldeutschen Raum gefördert worden sei. Sie verweist auf die inneren Widersprüche der Forschung, die etwa die Institutionalisierung der Schulbildung stets positiv, ihre Ergebnisse aber negativ bewertet habe, weil sie geschlechtsspezifisch geprägt waren. Doch trotz des angeblichen weiblichen „Bildungsnotstandes“ hätten viele Frauen als Schriftstellerinnen, Journalistinnen, Schulleiterinnen oder Lehrerinnen wirken können. Die Forschung dürfe sich künftig nicht allein auf die „aufklärerischen Diskurse und die obrigkeitlichen Institutionalisierungsbemühungen“ konzentrieren, sondern müsse die Aufklärung „als umfassenden Bildungsprozess“ einschließlich der Selbstbildung verstehen (69).

Michaela Hohkamp untersucht die von M. Foucault publizierte Rechtfertigungsschrift des Mörders Pierre Rivière auf Ehe, Haus und Familie als „gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen“ (31). Die soziale Umgebung und insbesondere die Eltern der Eheleute besaßen, so ein wirklich verallgemeinerbarer Befund, Einfluß auf die Eheschließung und den Ehealltag. Die Ehe habe „offene Ränder“ gehabt und im Grunde aus „viele[n] Ehen“ bestanden (47). Dagegen habe die Forschung die Kleinfamilie als gänzlich abgeschottet begriffen und zur „ultima ratio der westlichen Industriegesellschaften erklärt“ (35). Im konkreten Fall